

Miszellen.

Hülfe zur rechten Zeit.

(Eine Erzählung aus dem Schwarzwald, von W. v. M.)

(Fortsetzung.)

Nicht lange überließ sich Madame D. dem Genuße dieser herrlichen Ansicht; nach kurzer Ruhe wandte sie sich dem nun vor ihr liegenden Dorfe zu, um dasselbe rechtzeitig zu erreichen. In seiner Nähe wartete bereits Leonor auf sie: Sie war in großer Aufregung, und man sah es ihr an, daß sie viel geweint hatte. Sie berichtete Madame D., daß der Zustand des Kranken, welchem die Absicht ihrer Mutter nicht entgangen seyn mochte, sich sehr verschlimmert habe, so daß diese selbst Bedenken gegen die sofortige Ausführung ihres Vorhabens hegte; ihr Geiz, habe aber dieselben bald besiegt, und so sehe ihr Entschluß wieder ganz fest, den Kranken sogleich nach dem Morgenessen aus dem Hause zu schaffen.

„Sei ruhig, gutes Kind!“ tröstete Madame D. „es wird nicht geschehen. Im äußersten Fall jedoch wird sich für den Leidenden noch ein anderes Unterkommen, als das von Deiner Mutter ihm zugedachte ermitteln lassen.“

Mit der Festigkeit und Zuversicht, die der Reichtum geldgierigen Personen gegenüber einflößt, trat Madame D. in das Haus Leonor's und vor deren Mutter. Sie habe, sagte sie ihr kurz, von dem Aufenthalte eines mittellosen Kranken in ihrem Hause gehört, und sey gekommen, ihm Hülfe zu bringen; sie solle ihr nun angeben, in welcher Weise dies am zweckmäßigsten geschehen könne. Dabei möge sie sich fügen, eine volle Goldbörse vor sich auf den Tisch legend, hinzu, nicht von Rücksichten der Sparsamkeit bestimmen lassen, da es auf ein paar Goldstücke mehr oder weniger nicht ankomme. Der Anblick des Goldes wirkte wie ein Zauber auf die Mutter Leonor's; sie war plötzlich umgewandelt. Mit warmer herzlicher Theilnahme sprach sie von dem armen Kranken, der so weit von der Heimath auf den Tod darnieder liege, mit unerschöpflichem Lobe von dem Fleiße und Eifer Leonor's in seiner Verpflegung, durch welche sie sich eine Staffel in den Himmel baue. „Sie versteht ihn nicht, und doch weiß sie immer, was er will, sie sieht's ihm an den Augen an. Eine bessere Pflege könnte er gar nicht haben, hauptsächlich jetzt, da eine so vornehme Frau so gut seyn will, zu kräftiger Kost, zu Fleisch und Wein das Geld herzugeben! So wird er bald wieder gesund seyn.“

Madame D., welche während dieser Auslassungen in Leonor's Kämmerchen hinaufgestiegen war, um den Kranken selbst zu sehen, und sich dabei durch eigene Anschauung überzeugt hatte, daß vorerst an dessen Fortschaffung aus dem jetzigen Aufenthaltsorte nicht gedacht werden könne, nahm dieselben wie aufrichtige Herzensergüsse auf, versäumte es jedoch nicht, der guten Frau zur Erhaltung und Kräftigung ihrer menschenfreundlichen Gesinnungen alsbald einige Goldstücke zu geben, und schied von derselben mit dem Verspre-

chen, auf den Nachmittag den Babearzt zu schicken, nach dessen Verordnungen sie und Leonor sich dann richten sollten.

An der Mittagstafel desselben Tages bildete der franke Franzose in Wiesenfetten — von dem Madame D. deren Abwesenheit am Brunnen und auf der Promenade aufgefallen und Gegenstand vielfacher Erkundigung geworden war, beinahe wider Willen hatte erzählen müssen, was sie wußte — den vorzüglichsten, fast ausschließlichen Vorwurf des Tischgesprächs, und Nachmittags erwartete die ganze Gesellschaft mit Ungebuld die Rückkehr des zu seinem Besuch dorthin gegangenen Arztes. Dieser brachte sehr beruhigende Kunde; seine Meinung über den neuen Patienten stimmte so ziemlich mit dem ihm unbekanntem Ausspruche des Schäfers überein: derselbe liege an totaler Erschöpfung darnieder, entstanden in Folge zu früher Anstrengung nach schwerer Krankheit, und gebe viele Hoffnung auf vollständige Wiederherstellung bei gehöriger Behandlung und Pflege. Als die frühere Krankheit des Fremden bezeichnete er das Nervenfieber. Dieses schreckte die Wenigen, welche etwa Lust zu einem persönlichen Besuche bei dem Kranken gehabt hätten, von einem so bedenklichen Vorhaben ab, und so ward denn alsbald eine Collette für den Viehbedauernten ange stellt und deren Ertrag dem Arzte zur Verwendung für denselben übergeben. Mehrere Tage lang wurden die Erkundigungen nach seinem Verstande lebhaft fortgesetzt, allmählig jedoch nahm das Interesse an ihm ab; der regelmäßige Fortgang seiner Reconvalescenz gab keinerlei Veranlassung, es aufzufrischen — nach einigen Wochen war es gänzlich erloschen.

Nur nicht bei Madame D. Sie gehörte nicht zu den gewöhnlichen sogenannten guten Menschen, welche von einer augenblicklichen Herzenstührung ergriffen, ihren Beitrag zu einem Werke der Barmherzigkeit nicht versagen, dann aber wieder nichts leichter als fremdes Leid; ihr war die Uebung der Wohlthätigkeit eine Sache der Pflicht, eine heilige Lebensaufgabe, bei deren Lösung man sich nicht mit Bruchtheilen begnügen dürfe, sondern wo möglich ein Ganzes zu leisten bemüht sein müsse. Sie war schon zu oft in den Hütten der Armuth, in den Wohnstätten des Elendes gewesen, um nicht zu wissen, daß in vielen Fällen kleine Beweise herzlicher, persönlicher Theilnahme, freundliche Worte des Trostes und der Ermunterung wohlthuerender und ermutigender auf Unglücklicher wirken, als selbst die reichste Gabe, mit der kalten Hand banaler Großmuth gereicht. Ihre Sorgfalt für den Kranken, dessen sie sich einmal angenommen, ließ es daher nicht bei Dem bewenden, was bereits für ihn geschehen, sondern sie wandte ihm fortgesetzte Aufmerksamkeit zu und war unablässig darauf bedacht, daß es ihm an nichts fehle, was seiner Genesung förderlich seyn konnte. Bald hatte sie auch die Genugthuung, ihn wieder so weit erstarckt zu sehen, daß er täglich einige Stunden das Bett verlassen und eine längere Unterhaltung mit ihr pflegen konnte. In einer solchen erzählte er ihr auch die Geschichte seines bisherigen Lebens und wie er in seine jetzige Lage gekommen.

François de Clermont war der Sprößling einer edlen Familie, welche in früheren Jahrhunderten bedeutende Güter in der Normandie besaßen, schon lange jedoch den größten Theil ihres Reichthums und Glanzes verloren hatte. Die Revolution, an der der Vater François' bei ihrem Ausbruche sehr thätigen Antheil genommen, beraubte ihn nichtsdestoweniger des Restes seiner Habe, und da ihm nichts als sein Degen geblieben war, sah er sich, trotz seiner immer wachsenden Enttäufung über die spätere Gestaltung der öffentlichen Zustände, genöthigt, in der einmal betretenen militärischen Laufbahn auszuharren. Um so freudiger begrüßte er das kräftige und entschiedene Auftreten Bonaparte's nach seiner Rückkehr aus Egypten und er schloß sich von da mit ganzer Seele allen Unternehmungen des Mannes an, der allein im Stande war, »der Schlächter-Wirthschaft in Frankreich ein Ende *) zu machen und den Krater der Revolution zu schließen.« Auch François, sein einziges Kind, das, er nach dem Tode seiner Gattin zu sich in's Feldlager genommen und das darin gewissermaßen als enfant de troupe aufgewachsen war, wurde in dieser entschiedenen Anhänglichkeit an Napoleon erzogen und athmete die glühende Begeisterung für den großen Kaiser mit der Luft ein, die ihn umgab. Noch ein Knabe, hatte er schon die Feldzüge in Oestreich und Preußen mitgemacht und in seinen Jünglingsjahren sah und theilte er die Leiden der Armee auf den Eisfeldern Rußlands und an der Beresina. Glücklich und ohne schwere Wunden allen diesen Gefahren und Nöthen entkommen und zum Lieutenant in der kaiserlichen Garde avancirt, war er bei Panau mit vielen Kameraden in bayrische Kriegsgefangenschaft gerathen und nach Dachau gebracht worden, das ihnen zum Aufenthaltsorte angewiesen wurde. Der Pariser Friede brachte ihnen die Freiheit, aber Clermont konnte sich darüber nicht freuen, seine Seele war zu betrübt über den Sturz des Helden, der von Jugend an ihr Abgott gewesen. Er trat mit seinen Kameraden den Rückmarsch in's Vaterland an, konnte ihnen jedoch bereits in den ersten Tagen nur mit der größtmöglichen Anstrengung folgen, weil auf allen seinen Gliedern eine eigentliche Müdigkeit drückend lag. Bald nöthigte ihn ihre Zunahme, hinter denselben zurückzubleiben. Mühsam schleppte er sich noch einige Tage fort, bis das in seiner ganzen Festigkeit zum Ausbruche gekommene Nervenfieber auch dieser langsamern Wanderung ein Ende machte. In einem ärmlichen Dorfe der württembergischen Alb lag er drei Wochen an dieser Krankheit darnieder, schwebend zwischen Leben und Tod. Die Kraft der Jugend siegte über die Krankheit er genas. Aber als ihm nach und nach das Bewußtseyn seiner Lage aufging, trat statt der früheren Fieberphantasieen das Gespenst der Noth und der nie gekannten Sorge für seinen Unterhalt an sein Lager; seine an sich spärlich zugemessenen Reisemittel waren aufgezehrt, womit nun weiter kommen? Er verkaufte Alles, was er besaß, bis auf die Kleider auf seinem Letzte, und machte sich viel zu früh für einen kaum von so schwerer Krankheit Erkannten wieder auf den Weg. Er verließ die Clappenstraße, um eine etwas nähere Route einschlagen, und wir wissen bereits, wie er

mitten darauf beinahe vor Erschöpfung erlegen wäre und nur durch Leonor's Dazwischenkunft gerettet wurde.

Recidive Kranke bedürfen in der Regel längerer Zeit zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung. Madame D. machte deshalb François de Clermont den Vorschlag, sobald es der Arzt gestatten werde, nach Imnau überzusiedeln, damit er über die Dauer seiner Reconvalescenz einen bequemeren und seiner Lebensstellung angemesseneren Aufenthalt habe, Clermont ging jedoch nicht darauf ein. »Ein Soldat,« sagte er, »der so viele Länder durchzogen, in welche der Sturm der Kaiserkriege die große Armee führte, ist mit jedem Quartiere zufrieden; und das meinige,« fügte er mit bewegter Stimme hinzu, »entspricht dazu noch vollkommen meinen jetzigen Verhältnissen sowohl als meinen Gefühlen seit dem Falle des Helden, an dessen unsterblichen Adlern vormalig der Sieg gefesselt war.« Es blieb also der Kranke in Wiesenketten und Madame D., deren Theilnahme an seiner Lage die gleiche blieb, ließ sich durch Leonor fleißig Bericht erstatten und fuhr fort, ihm stets neue Wohlthaten zu erweisen. Eines Abends übergab sie Leonor ein größeres Paquet für denselben mit der Weisung, es erst des andern Tages ihm selbst zu behändigen. Als de Clermont es am Morgen darauf öffnete, fand er die vollständige Uniform eines französischen Gardeoffiziers darin, und zum ersten Male seit seiner Gefangennahme alitt ein Strahl der Freude über sein ernstes, blaßes Gesicht. Diesem letzten Geschenke der Madame D. lagen einige Zeilen bei, mittelst deren sie ihm anzeigte, daß sie nun, nach Beendigung ihrer Kur, die Heimreise angetreten, und ihm gleichfalls eine baldige, gänzliche Wiederherstellung und glückliche Rückkehr in's Vaterland wünschte. Um dazu alle Reisegebelde zu dienen, war eine ansehnliche Summe angeschlossen. Auch Leonor ward mit einem schönen Geschenke bedacht und die Ermahnung an sie, de gefüht, in ihrer sorgsamten Pflege und eifrigen Dienstleistung nicht zu ermüden.

Leonor bedurfte solcher Aufmunterung und Ermahnung nicht; sie war wie von Anfang so während der ganzen Dauer des Aufenthaltes de Clermont's in ihrem Hause unablässig auf die Erleichterung seiner Lage, seine Bequemlichkeit und die rasche Erfüllung seiner Wünsche bedacht, und da ihre Mutter, seitdem sie vom Badarzte allwöchentlich ein beträchtliches Kostgeld erhielt, ihr darin vollständig freie Hand ließ, kam sie den Obliegenheiten einer Wärterin mit einer Genauigkeit und Pünktlichkeit nach, die selbst den ungeduldigsten, verwöhntesten Kranken befriedigt hätte. Clermont aber war weder ungeduldig noch verwöhnt; er wurde nicht müde, die Leistungen Leonor's mit gebührendem Lobe und Danke anzuerkennen, und beschränkte sich nur darin über sie, daß sie, seitdem ihr Madame D. Kunde von seinem Range und Adel gegeben, sich in allzu schüchtern Entfernung halte, und, anstatt ihm wie früher als eine treue Verwandte zu begegnen, sich nunmehr wie eine ergebene Dienerin gegen ihn benehme. Vergebens bat er sie, in der alten, ihm sehr lieb gewordenen Weise fortzufahren, namentlich das Du, mit welchem sie zu ihm gesprochen, nicht mit dem Sie zu vertauschen, sie war durchaus nicht dazu zu vermögen. »Es wäre gar zu schimpflich,« meinte sie, »wenn solch ein gemeines, armes Mädele zu so einem vornehmen Herrn Du sagen sollte.« Dieser aufrichtige innere Respekt vermehrte sich noch als Clermont, die neue Offiziers-Uniform anlegte, in der hie jetzigen Hausgenossen nicht weniger als einen französischen General zu erblicken glaubten.

(Fortsetzung folgt.)

*) um sie in die Nachbarländer zu tragen!